

## Ius und Recht.

Roman von Fred W. Garbt.

Als er an das Haus kam und das Gartentor aufschloß, blickte er hinauf und sah die Schlafzimmerfenster seiner Mutter matt erleuchtet, das Nachtlicht brannte. Vielleicht wachte die Mutter noch. Leise ging er die Treppen hinauf und öffnete behutsam die Korridortüre. Doch als er auf den Zehenspitzen an dem Schlafzimmer der Mutter vorüberging nach seinem Zimmer, rief die Mutter leise nach ihm.

„Noch wach, Mutter?“

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Es ist immer noch die alte Geschichte, mein Junge. Ich kann doch nicht einschlafen, ehe ich Dich heimgeliebt weiß.“

Frank Werner küßte die Hand der Mutter, die er in seinen Händen behielt. „Ja, immer das alte Lied. Wie oft bin ich Dir böse geworden und habe gescholten, wenn Du wach bliebest, bis ich kam, aber es hat nichts geholfen.“

„Nein, wirklich nicht, mein Sohn; die alte Mutter kann sich nicht mehr ändern.“

Frank setzte sich auf einen ripsbespannten Polsterstuhl, der neben dem Bett stand.

Die Mutter schien über etwas nachzudenken: „Hast Du mir nicht noch etwas zu erzählen, Frank? — Nichts Neues aus Dresden?“

„Ich habe Dir von allen Grüße gebracht.“

„Von allen?“

„Wenigstens von allen, die Du kennst, Mutter.“

Frank hatte ein ganz ernsthaftes Gesicht, aber die Mutter bemerkte, wie die Mundwinkel schalkhaft zuckten, und freundlich drängend sagte sie: „Du könntest mir wirklich von Ursula erzählen.“

„Von Ursula?“

„Sei nicht so verschlossen. Komm, mein Junge, und erzähle mir.“

„Ich möchte nur wissen, wie Du darauf kommst.“

„Ach, Du großer, dummer Junge, Du kennst uns Frauen noch so wenig.“

„Nanu, erlaube mal, ich dachte doch.“

„Laß gut sein, mein Sohn. — Wie ist sie?“

„Schön, Mutter, sehr schön.“

„Und?“

„Blond und schlank.“

„Ja, und...“

„... Und wenn sie lacht, ist Sonne im Zimmer, und ich fühle mich ganz jung.“

„Du liebst sie sehr, Frank?“

„So sehr, daß ich fühle, daß ich eigentlich erst jetzt lebe. Ich habe sie geliebt von dem ersten Augenblick, da ich sie gesehen habe. Das kam ganz plötzlich und heftig über mich.“

„Und sie?“

„Jetzt liebt sie mich auch. Das weiß ich. Im Anfang spielte sie mit mir. Ich war einer von den vielen anderen, die sich um sie drängten. Und da bin ich heftig gewesen...“

Die Mutter nickte und lächelte voll verstehenden Erinnerns.

„... sehr heftig und habe natürlich alles verdorben. Sie meinte einmal, ich hätte miserable Manieren und man schreie eine Dame nicht an. Da habe ich gelacht, mir war aber gar nicht so zumute, und habe sie stehen lassen, mitten im Saal. Es war an einem Tanzabend bei Bosh. Und wenn sie dann mit einem anderen an mir vorbeitanzte, habe ich immer wieder gelacht. Und abends hat sie kein Wort mehr mit mir gesprochen.“

„Das kann ich mir denken, Frank. Ich glaube, Du faßt die Frauen zu derb an, zu heftig.“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls überlege ich mir das gar nicht. Das kommt alles von selbst. Ich kann einfach nicht einer Frau den Hof machen. Dabei kommt etwas Fremdes in mein Wesen, etwas Gefünsteltes, Unnatürliches. Die Liebe muß die beiden zusammenweben, wie ein Stumm.“

„Und wie steht es jetzt, habt Ihr Euch ausgesprochen?“

„Wozu denn? Ich liebe Ursula und weiß nun, daß sie mich liebt, und eines Tages werde ich sie beim Kopf nehmen

und sie küssen, daß ihr der Atem vergeht. Das muß ein ganz besonders herrlicher Tag sein, ein Augenblick, wo sich alles zusammendrängt, was ich fühle.“

„Sei doch vernünftig, Frank! Einmal wenigstens, und füge Dich in die Formen, die gelten. Sei lieb zu ihr und sage es ihr.“

„Ja, und noch Liebesgedichte machen.“

„Ach, Frank. — Was meint Frau Gabriele und Dein Freund van Bosh dazu? Wissen sie davon?“

„Und das Standesamt, nicht wahr? Das ist mir alles so gleichgültig. Ich glaube schon, daß Frau Gabriele ahnt, wie es um uns steht, aber ich habe auch mit ihr nicht gesprochen. Das wäre alles so ausgeklügelt, so alltäglich. Danke, nein. Natürlich soll Ursula meine Frau werden. Aber ich will dieses wunderfame Unausgesprochene durchkosten.“

„Du hast vielleicht recht, Frank. Du willst sie erst genau kennen lernen und prüfen.“

Frank lachte laut auf: „Ganz und gar nicht. Kennen lernen! — Was heißt das? Keiner kennt den anderen. Alles ist Gefühl und Bagemut. Ich liebe sie, und sie ist schön und gesund. Sechs Buben soll sie mir schenken, einer schöner und wilder als der andere.“ — Und dann ernster: „Kennen lernen? Was soll das spießige Beschnüffeln? Sie ist so, wie sie ist, und so gefällt sie mir, und mich muß sie nehmen, wie ich bin.“

„Aber, mein Junge, Du mußt doch wissen, ob sie tapfer ist und fest gefügt, ob sie einen Charakter hat, der die Bürgerschaft in sich schließt für eine harmonische Ehe. Das ist eine ernste Sache.“

Frank wurde ungeduldig und zog seine Hand aus den Händen der Mutter. Doch die alte Frau wollte ihn nicht so von sich lassen und sagte zärtlich zu ihm:

„Sei nicht ungeduldig, mein Sohn. Ich freue mich aus ganzem Herzen über Deine Liebe und werde Ursula schon um deswillen lieb haben. Bring' sie mir bald. Ich will sie bald kennen lernen.“

Ihre Stimme zitterte. Frank beugte sich besorgt über die Mutter und sah, wie ihre Augen voller Tränen waren.

„Mutter, habe ich Dir weh getan? Du sorgst Dich!“

Sie schüttelte den Kopf, und leise, fast verlegen, sagte sie: „Ich bin so — allein — hier — und Du in Dresden.“

Einen Augenblick sah Frank sie erstaunt an; dann rief er ganz laut und froh aus:

„Da komm' doch zu mir, Mutter! Eine größere Freude könntest Du mir gar nicht bereiten. — Das ist ja prächtig, herrlich! Du kommst nach Dresden, aber gleich. Herrgott, bin ich ein Esel, hätte ich das nicht ahnen können! Du liebe, liebe Heimlichuerin.“

Er umarmte sie stürmisch; da bemerkte er aber, daß die Mutter abgespannt war und ihr Gesicht einen müden, schmerzlichen Ausdruck bekam. Er legte ihren Kopf behutsam in die Kissen zurück, stand auf und ging nach dem kleinen Tisch, der neben dem Bett stand, und goß in ein halbes Glas einige Tropfen der beruhigenden, schlafbringenden Medizin und reichte ihr den Trunk.

„Danke, mein Junge.“ — Sie strich ihm liebevoll über den Kopf. — „Es war etwas viel für mich, dieses Nachtgespräch. Morgen plaudern wir weiter. Gute Nacht, Frank!“

3.

Es fügte sich ein Stein nach dem andern zum Aufbau der Praxis Dr. Werners, und sie wuchs so schnell empor, daß er selbst erstaunte und manch andere sich verwunderten und dem schnellen und mühelosen Emporsteigen des jungen Anwalts nicht ohne Neid zuschauten.

Seit dem Knobler-Prozess und einigen anderen erfolgreichen Verteidigungen, bei denen die Person des Angeklagten, der sonderbare Fall selbst oder Begleitumstände die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatten und in der Presse erörtert worden waren, drängten sich allerhand Leute an ihn, die eine Art Doktor-Wunderhand in ihm erhofften. Es half nichts, wenn er ihnen auseinandersetzte, daß er nicht mehr als jeder andere Anwalt leisten könne; es änderte nichts, daß er den einen oder anderen wieder fortgeschickte, dem nicht

zu helfen war. Es kamen immer wieder neue. Es war die große Schar der Verzweifelten, die jahrelang einen erbitterten Kampf um ihr Recht führten. Wenn dieses auch bisweilen ein eingebildetes Recht war oder das Unrecht nur in ihrer Phantasie bestand, so waren doch Schmerzen und Enttäuschungen nicht eingebildet. Dieser Kampf um das Recht hatte etwas Tragisches, das Dr. Werner ergriff; für ihn war das Rechtsbewußtsein im Menschen das elementarste Gefühl, der Grund, auf dem sich seine Menschenwürde aufbaut. Er konnte ihnen nachfühlen, daß, wenn dieses Rechtsbewußtsein erschüttert war, sie auf wankendem Boden gingen.

Das schmerzlichste für Dr. Werner waren solche Fälle, wo tatsächlich ein Unrecht geschehen war, das Gesetz aber keine Handhabe bot, einzugreifen und wieder gut zu machen, was ein Irrtum oder eine Böswilligkeit geboren hatte, und wodurch das Leben eines Menschen, vielleicht einer ganzen Familie, unfruchtbar gemacht wurde. Diejenigen, die er so fortschicken mußte, konnte er nicht davon überzeugen, daß ihnen nicht zu helfen war. Sie gingen mit erbittertem und resigniertem Gesicht von ihm, als wollten sie sagen, also auch Du willst uns nicht helfen. Und das tat ihm weh.

Um diese Zeit bat ihn Karl Hentel, sich einer Frau anzunehmen, in deren zerstörtes Leben ihm ein Zufall Gelegenheit gegeben hatte, Einblick zu tun.

Dr. Werner hatte zunächst abgelehnt, die sehr komplizierte Sache zu übernehmen, da er schon fast überarbeitet war, und verkräftete auf den Eintritt seines Kompagnons, des Dr. Welzer.

„Bis zum Frühjahr ist die Frau vielleicht verhungert.“

„Dann muß sie sich einen anderen Anwalt suchen.“

„Ohne Geld?“

Dr. Werner schwieg. „Ich kann wirklich nicht“, sagte er dann.

„Was würden Sie empfinden, wenn morgen die Frau sich mit ihrem Kind ins Wasser stürzt oder ganz verwirrt ihren Mann auf der Straße niederschleift?“

„Ist denn die Lage so verzweifelt?“

Karl Hentel fühlte, daß er gewonnenes Spiel hatte und erzählte einiges aus dem Leben der Frau. „Lassen Sie wenigstens die Dame kommen“, meinte er dann, als Dr. Werner noch schwieg. „Wann kann sie denn kommen? Ich treffe sie morgen. Ich könnte ihr die Bestellung ausrichten. Dann brauchen Sie ihr nicht erst zu schreiben.“

„Sie Schlauberger“, lachte jetzt Dr. Werner und nahm seinen Terminkalender zur Hand. „Meinethalben. Morgen Abend nach Schluß der Expedition um halb neun.“

„Danke. Sie tun wirklich ein gutes Werk. Alle möglichen Anwälte in Berlin und Dresden haben schon an der Sache herumgedoktert, aber bald die Flinten ins Korn geworfen. Sie müssen durchhalten, Doktore.“

„Werde ich auch, wenn ich mich überzeugt habe, daß ihr zu helfen ist. Also morgen halb neun. — Halt, ich hätte ganz vergessen, — wie heißt meine neue Patientin?“

„Frau Verta Blinker. Sie wohnt in der Schnorrstraße 53.“

Dr. Werner notierte Namen und Adresse, und Karl Hentel verabschiedete sich. (Fortf. folgt.)

## Kirschenkummer.

Von Regina Ruben.

Manchmal, wenn ich mir die Kirschenpracht auf den Wochenmärkten und in den Obstauslagen ansehe, steigt eine Kindheits-erinnerung in mir auf, die mir die allererste bittere Erkenntnis von der Existenz eines großen ökonomischen Weltgetriebes vermittelte und die mir zu der Zeit egoistische Tränen in die Kinder- augen getrieben.

Meine Eltern wohnten nämlich in meiner Jugend in einem prächtigen, von baumgekrönten Bergen umschlossenen Ort Westfalens, an einem hübschen kleinen Badeplatz. Die Obst- und Gemüsebedürfnisse dieses Klases befriedigten, sofern die Einwohner nicht selbst ausreichende Gärten hatten, die malerisch rundum gruppierten Dörfer mit den freundlich blinkenden roten Ziegeldächern. Die altertümlichen Strohdächer waren auch damals schon im Verschwinden, weil die Versicherungsgesellschaften der größten Feuergefahr wegen dagegen revoltierten.

Durch diese heimatlichen Dörfer zieht sich nicht, wie in vielen anderen deutschen Gegenden, ein schnurgerader Weg, an dem die Behausungen der Dörfler liegen. Meistens führt auch heute noch ein möglichst krummknickiger, abwechselnd zwischen Schluchten, Hohlwegen und Flachlandstreden auftauchender, mit Öfen- oder

Vogelbeerbäumen bestandener Landweg hindurch, der irgendwo auf die nächstliegende glatte Kreisschaullee mündet. Westfalen ist auch heute noch das typische Land der Einzelgehöfte, der für sich abgeteilt, in der Regel von einer Weiß- oder Rotdornhecke umhegten Bauernhäuser, die aus Lehm- oder Steinwänden aufgerichtet, schwarzweiß kariert gefüncht sind und einen flachen, blau oder grün oder auch blaugrün angestrichenen Giebel haben, oft verziert durch alte Sprüche, wie der unendlich oft wiederkehrende „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“, und mit der Inschrift der vollen Vorn- und Zunamen des Ehepaars, das sich das Heim gebaut. Am Eingang zu solchem Gehöft paradieren gewöhnlich ein paar alte knorrige Eichen, wie es ja auch schon in der Ritterhausischen Westfalenshymne heißt: „Als Wächter an des Hofes Saum reißt sich empor der Eichenbaum!“ Da diese in ihren Obstgärten versteckten Bauernhäuser die Front hindrehen, wohin sie Lust haben, die mächtigen Torwächter aber selten fehlen, sollte man fast annehmen, daß der westfälische Bauer gerade immer da, wo sich ein Paar Reden aufrehten, sein Heim aufgeschlagen hat. Der weit gefährlichere Wächter aber, der sogenannte westfälische Schäferhund, eine Art gelblicher, dickplütriger Spitz, dessen Verwandtschaft, Ahnen und Nachkommen auf allen Gehöften anzutreffen sind, logiert jetztwärts der mächtigen hölzernen Flügeltüren mit dem auslösbaren Querbalken und den aufgebundenen Oberteilen, die einem hochbeladenen Heuwagen die Einfahrt gestatten. Da hat der Spitz sein immer offenes Entree, eine selbstverständlich ins Haus gebaute Oeffnung, neben der er Tag und Nacht, wenn er besonders gefährlich ist, angefettet liegt. Wehe dem Fremden, der sich im Dunkeln oder in Abwesenheit der Bewohner den Zugang erzwingen wollte. Kein Nöcker hülfte. Spitz erhebt schon auf zweihundert Meter Entfernung hin ein derartiges Wutgeheul, daß Bauer oder Bäuerin, Knecht oder Magd eiligst in ihren Holzschuhen herbeistürzen, um den nahenden Besucher, den Hausierer oder Briefboten oder wer es sonst sei, ungefährdet einzulassen.

Aus diesen westfälischen Dörfern heraus wurden wir mit Kirichen, dem Lieblingsobst der Jugend, versorgt. Und wieder am schönsten gedieh diese Frucht in dem alten historischen Flecken Bergkirchen, der in eine tiefe Senkung zwischen zwei Höhen des Wesergebirges gebaut, reizend gelegen und ein beliebter Ausflugsort der sommerlichen Badegäste geworden ist. Dort oben in Bergkirchen befindet sich außer einem guten Birschhaus, wo es Pumpernickel und Schinken gibt, auch die berühmte Widukindquelle, von der die Sage erzählt, der heidnische Widukind sei einmal, dem Verdurien nahe, auf der Flucht in diese Bergsenkung auf hohem Berge geraten. Dort habe er, nachdem er vergeblich zu seinen heidnischen Göttern gefleht, den Schwur getan, wenn ihm der Christengott aus der Gefahr helfe, so wolle er sich mit seinen Sachen taufen lassen. Da habe sein weißes Sachsenroß mit dem Fuße die Erde geschlagen, eine Quelle sprudelte auf und Widukind trank, stärkte sich dadurch und entkam glücklich seinen Verfolgern, den christlichen Trabanten Karls des Großen. Die Trappe an der Quelle, die das Roß geschlagen, ist heute noch zu sehen und ist der Zielpunkt vieler Wanderer.

Zur Kirchenzeit, im Juni und Juli, standen wir Kinder möglichst früh auf. Dann kamen so zwischen sieben und neun Uhr morgens die noch viel früher aufstehenden Dörfler, Männer und Frauen, mit ihren Kirchenkörben, die sie meistens auf runden roten Ringlisten oben auf dem Kopf trugen, zum Verkauf ihrer Ware zu uns ins Tal herabgestiegen. Am Korb hing in der Regel, in ein buntes Taschentuch gewickelt, eine alte meist beulige grünpan- überzogene Messingwage in Schalenform mit veralteter Wiege- stange. Dies charakteristische Zeichen verriet uns Kindern schon von weitem an den Schattensilhouetten der mit ihrer Last langsam Herunterschreitenden, ob Kirichen im Korb waren. Denn das Gemüße und die jungen Hähnchen, die die Landleute auch zu verkaufen hatten, interessierten uns junges Volk weniger. Hunderte von Metern rannten wir den Landleuten entgegen und riefen: „Haben Sie Kirichen?“ „Was für Sorten?“ „Was kosten die Kirichen?“ Und dann jagten wir ihnen voran in die elterliche Wohnung und jachteten durch den Hausflur: „Vater, Kirichen, ob wir Kirichen kaufen? Diese Glaskirichen.“ Und dann kam Vater oder Mutter auf den Flur, spähte in den Korb und fragte wohl: „Sind die spanischen Kirichen noch nicht reif?“ Das waren die schönsten Bergkirchener Sorten. Die Glaskirichen waren sozusagen nur die leuchtenden Vorboten. Und dann sagte der Bauer oder die Bauers- frau: „Das dauert wohl noch acht Tage. Aber diese kriegen Sie für 10 Pf. das Pfund.“ „So“, sagte Mutter dann wohl, „und wieviel Pfund sind in dem Korb?“ Dann sagte der Bauer: „Au, ... vielleicht zwölf Pfund.“ „Oh, hm“, sagte Mutter dann und blickte Vater an. Und Vater haute dann den Knoten meistens schnell durch und sagte: „Ach, lassen Sie die alte Wage man sitzen. Wenn Sie eine Mark wollen?“ Und der müde Verkäufer, dem oft der Schweiß schon von der Stirn rann und der kein Vergnügen daran fand, stundenlang in der Morgenhitze in der Stadt einzelne Pfunde Kirichen auszuwiegen, sagte dann: „Na, meinnetwegen!“ Das war für uns das Signal. Wir schwirrten in die Küche, suchten Gefäße und Körbe. Und dann wurden die Inadfrischen Kirichen umgestülpt. Und die waren unten im Korb genau so schön wie oben. Und dann begann das Geschmaufe. Große Hände voll bekamen wir Kinder und die Dienstmädchen, und für das Kompott für den Mittagstisch blieben auch noch reichlich übrig. Und acht

Tage später, dann wurde es noch bedeutend schöner für uns Kinder. Denn die spanischen, dicken schwarzen Kirichen wuchsen in Bergkirchen so üppig, daß sich ein Korb, der durchschnittlich an die fünfzehn Pfund wog — denn die alten Wagen gingen ja nie richtig, oft auch hatte der Bauer wegen Mangels eines Einpfundstückes mit halben oder Viertelpfundgewichten eingemessen, oder er tarzierte nur ungefähr den Inhalt —, daß sich ein Korb bei allseitigem Angebot zu fünfzig oder sechzig Pfennig losgeschlagen wurde. Das waren Zeiten, da morgens früh wohl hundert und mehr Kirichenverkäufer und Kirichenverkäuferinnen von den Bergen niederstiegen, das waren Zeiten, in denen die Kinderseele frohlockte, wie später nie wieder, nicht bei den kostbarsten Menüs mit den auserlesensten Delikatessen der exquisitesten Hotels. Die allergößte Rarität aber bildete zweifellos die ganz dicke durchsichtiggelbe Glodenkiriche, deren Lieferanten nur die Bedorzugarten kannten. Auch die durchsichtigrote saure Morelle (Niesenmorelle), eine wunderbar schöne Frucht, besonders für Einkochzwecke geeignet, nicht zu verwechseln mit der in Berlin und Umgegend vielfach auf den Markt kommenden, weit minderwertigen, sauren Nette, wuchs viel in Bergkirchen. Wenn aber so ein Bauer bei unserem Heranrücken sagte: „Morellen, Kinder!“ dann verzogen wir doch etwas unmutig das Gesicht, denn erstens waren uns Vedermäulern die süßen Kirichen lieber, und zweitens kosteten die prächtigen Morellen meistens das Doppelte, und das war in doppeltem Sinne für uns Eßig. Aber es gab ja genug süße. Und wochen- und monatelang dauerte die Kirichenfreude, die unseren Eltern manches Markstück kostete, ihnen aber auch ungezählte strahlend-dankbare Kinderblide eintrug. Und eines Sommers war es nichts.

Eines Sommers kamen keine Kirichenträger. Weder die Männer mit den pelzverbrämten grünen Luchskappen stiegen zu uns herab, noch die Frauen und Mädchen mit den leidsam-schwarzen Binsennützen und den Samtmiedern und den weiten fußfreien, dunkelgrünen Faltentröden und den hellblau-wollenen Strümpfen und den schwarzledernen Halbschuhen. Sie blieben unerklärlicherweise aus. Vergebens spähten wir den Bergpfad hinauf. Die nahenden Silhouetten entsprachen nicht unseren kindlichen Erwartungen. Einige Male inquirierten wir so eine enttäuschende Gestalt: „Sind denn keine Kirichen gewachsen?“ Mißernten waren ja denkbar. Aber die antworteten in ihrer kurzen, jedes überflüssige Wort meidenden Sprechweise: „Ja, massenbad!“ Und bei einem anderen vom Berge kommenden Bauer informierten wir uns wohl: „Sind die Kirichen denn noch nicht reif?“ „Ach, längst!“ lautete dann der ebenso kurze einsilbige Bescheid. Das ging über unseren Horizont, das war uns ein Rätsel.

Da mußte nun mein Vater in der sonst besten Kirichenzit geschäftlich nach Bergkirchen fahren. Dazu benutzte er immer einen Landauer, in dem vier, fünf Menschen Platz gehabt hätten. „Wer hat die Schularbeiten fertig, wer will mit?“ rief er uns zu. Ich war in drei Minuten reisebereit und mein Schul- und Spielkollege Emil auch. „Dann los, Kutscher!“ Schon unterwegs sahen wir, daß das Laub an den Kirichsbäumen, die am Landweg standen, ziemlich ramponiert aussah. Das beste, deutlichste Zeichen, daß schon gepflückt worden war. Aber die größte Ueberraschung harrte unserer im Wirtshaus auf dem Berge. In der großen Scheune des Wirtes war nämlich eine breite Holzwaage aufgestellt und daran hantierte ein Händler aus dem Bergischen, der durch einen Kurstag auf die Bergkirchener Kirichengegend aufmerksam gemacht worden war und der nun seit acht Tagen schon alle die schönen vergessenen von uns Kindern erwarteten Kirichen aufkaufte, in große Frachtkörbe verpackte und sie Abend für Abend per Eisenbahn unseren lebenden Kindergaumen entführte. Da standen Hunderte von Körben, Hunderte von Zentnern von Kirichen, rot, zuckerfroh, knackfrisch, eben vom Baum geholt, die nun alle die Reise nach Dortmund und Bochum und Essen antreten sollten. Und auch die herrlichen dicken gelben Glodenkirichen waren dabei und die frühen Morellen und die späten Glasirichen, vor allen Dingen aber die unzähligen echten spanischen Früchte.

Der Händler überließ meinem Vater gefälligerweise einen Korb der schönsten Sorte, und Emil und ich durften gleich daran gehen und soviel essen, wie wir nur mochten. Aber als wir aus dem Gespräch des Händlers mit meinem Vater entnahmen, daß er einen Abschluß mit den Bauern gemacht habe und nun alle Jahre die ganze Obstherlichkeit abnehmen würde, da weiß ich noch ganz genau, daß mir beim Verspeisen der wunderbar reifen Früchte die salzigen Tränen über die Wangen gekollert sind und sich mit dem roten Kirichenmost vermischt haben. Und als wir wieder in dem Landauer saßen und heimwärts rollten, sagte Vater zu uns: „Ja, ja, Kinder, mit der Kirichenfreude ist das nun aus, der Großhandel zieht immer weitere Kreise.“

## Vom Schwimmen und Baden.

Baden und Schwimmen gehören ganz unstreitig zu den aller-gesundesten Leibesübungen. Alle Muskeln des Körpers werden beim Schwimmen gleichermäßen beansprucht. Bei sehr vielen Sportübungen gelangen stets nur ganz bestimmte Muskelpartien des Körpers zur Ausbildung, zumeist auf Kosten der übrigen. Im Schwimmbad jedoch werden Arme und Beine, Herz und Lungen, Brust und Rücken zugleich in Anspruch genommen. Daher die wohl-tätige Erquickung, die ein Schwimmbad, überhaupt ein Tummeln im sommerlich warmen Wasser verleiht.

Damit das wohlthätige Element aber nicht zum Unheilbringer werde, ist es notwendig, einige Regeln zu beobachten, ehe man sich ihm anvertraut. Erfahrung und Wissenschaft haben gelehrt, daß sehr viele der Unfälle, ja, die meisten von ihnen, welche alljährlich Badende betreffen, sehr leicht bei einiger Vorsicht hätten vermieden werden können. Die wichtigsten dieser Baderegeln mögen im folgenden kurz besprochen werden.

**Niemals erhitze ins Wasser steigen!** — Ist genug geschwiegt, daß ein tüchtiger Schwimmer einen Sprung ins Wasser macht, aufstaut und nach wenigen Stößen lautlos in den Fluten verschwindet! Forscht man nach den Ursachen, so stellt es sich gewöhnlich heraus, daß der Schwimmer erhitze und schweißbedeckt ins Wasser gegangen war. Unter dem Kältereiz des Wassers ziehen sich die Blutgefäße der Haut zusammen und das Blut strömt nach den inneren Organen, Herz und Lunge, wodurch natürlich für einige Augenblicke ihre Tätigkeit erschwert wird. Ferner wird sehr oft durch die Kälte des Wassers die Funktion der Nerven irritiert und zwar manchmal in solchem Grade, daß für Augenblicke leichte Schwindelanfälle und Ohnmachten eintreten können. Die Herz- und Lungentätigkeit setzt aus für kurze Zeit, der Atem des Schwimmers stockt, er kann nicht um Hilfe rufen — und lauilos sinkt er in die Tiefe, ohne daß ihm seine Schwimmkunst etwas helfen könnte. — Kühlt man sich jedoch vor dem Eintauchen in das Wasser gehörig ab, wäscht man den Körper vorher mit kaltem Wasser — so kann man sich getrost dem erquickenden Naß anvertrauen!

**Nicht unmittelbar nach einer Mahlzeit baden!** Auch der Verstoß gegen diese Regel hat schon manchen Schwimmer ins Verderben gebracht. Das Schwimmen bedeutet für die Atem-muskel eine Mehrarbeit von 40–50 Proz. gegenüber ihrer Ver-anforderung am Lande. Es kommt das daher, weil beim Schwimmen das Wasser den Brustkorb zusammenpreßt, wodurch zwar das Aus-atmen erleichtert, dagegen die Einatmung um vieles erschwert wird. Der Schwimmer muß aber, so tief er nur kann, Luft schöpfen, weil er beim Schwimmen — und darauf beruht ja zum größten Teil seine stählende und abhärtende Eigenschaft — eine erhebliche Arbeit mit allen Muskeln seines Körpers zu leisten hat. Ist nun der Magen gefüllt, so beengt er den Brustkorb und hindert die Lungen in ihrer Ausdehnungstätigkeit: sie können sich nicht genügend voll Luft saugen, die Tiefatmung ist also unmöglich gemacht oder zu-mindest sehr erschwert. Hinzu kommt, daß die Schwimmhaltung im Wasser auch das für die Atmung sehr wichtige Zwerchfell in seinen Bewegungen beschränkt. Es wird gegen den gefüllten und dadurch sehr ausgebehten Magen gepreßt. Alles das trägt dazu bei, die Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes und damit die für den Schwimmer durchaus notwendige reichlichere Luftzufuhr zu beschneiden. Der Schwimmer gerät leicht in Atemnot, verliert für einen Augen-blick die Besinnung, kann nicht um Hilfe rufen — und abermals haben die Fluten ein neues Opfer!

**Nicht von zu großer Höhe ins Wasser springen.** Man soll es immer vermeiden, über eine Sprunghöhe von mehr als 1½ bis 2 Metern hinauszugehen. Fällt man dann unglücklicherweise zuerst mit dem Bauche oder Rücken ins Wasser, so wird man außer einem kurzen Schmerz weiter keinen Schaden davontragen. Tritt dieser Fall aber ein, wenn man von größeren Höhen abgesprungen war, so kann die Wucht des Falles sehr leicht schwere innere Ver-letzungen und Zerreibungen hervorrufen. Zumal solche des Trommel-felles. Durch die Wucht des über dem Kopfe zusammenschlagenden und in das Ohr dringenden Wassers wird die Luft in den Gehör-gängen sehr stark und plötzlich verdichtet, wobei oft das Trommelfell Schaden nimmt. Schwerhörigkeit, Mittelohrentzündungen usw. können sehr leicht die Folge davon sein; wenn auch hin und wieder zweck-mäßige Behandlung dem Unheil steuern kann, soll man sich ver-nünftigerweise doch nicht darauf verlassen!

**Nicht leichtsinnig in unbekanntem Gewässern baden!** — Daß sich weder Schwimmer noch Nichtschwimmer vor-eilig in unbekanntem Gewässer wagen sollten ist eigentlich selbstver-ständlich. Aber nur zu oft wird gegen diese Selbstverständlichkeit gesündigt. Man kann den Wassern selten ansehen, ob sie tief oder flach sind, ob sie auf festem oder Schlammgrund stehen. Es ist schon häufig vorgekommen, daß Schwimmer den Kopfsprung in Gewässer machten, die sie nicht kannten, die erstens niedrig waren und dann noch schlammigen Grund hatten. Die Springer blieben mit dem Kopfe im Schlamm stecken und muhten elendiglich ersticken. Auch daß sich Schwimmer beim Sprung in flaches Wasser, dessen Grund sie nicht kannten, durch Aufschlagen auf spitze Steine, Pfahlfeste und andere Gegenstände schwer verletzen, ereignet sich leider immer wieder.

Aus alledem folgt, daß sich auch Schwimmer immer sehr genau über die Beschaffenheit ihrer Badegelegenheit orientieren müssen. Können doch selbst Schlingpflanzen den Tüchtigsten von ihnen zum Verderben werden, wenn sie beim Tauchen in die Wirnis ihres Gestrüppes geraten. Die Stiele der oft den Grund von Reichen und Seen bedeckenden Pflanzen sind außerordentlich zähe, umschlingen Arme und Beine des in sie Geratenen wie mit eisernen, unzerreiß-baren Klammern: er muß ertrinken, wenn nicht sofort sein Unfall bemerkt und Hilfe geschafft wird!

Des Schwimmens Unkunde dürfen sich nie in tiefes Wasser hineinwagen. Tun sie es dennoch übermühterweise, so müssen sie es sehr oft mit dem Tode büßen. Vor allem aber sollten Bada-lustige — und wer gehörte nicht dazu, wenn im Sommer die Sonne glühend herniederbrennt und der Sirenenhauch des Wassers zum

Laichen in seine belebenden Fluten einlabet? — das Schwimmen erlernen, wenn sie nur eben Gelegenheit dazu haben. Schwimmen erfrischt und stärkt nicht nur den Körper, es stärkt auch Geist und Charakter. Der Lernende gewinnt Selbstvertrauen in die eigene Kraft, in das eigene Können, indem er sich einem Element anvertraut und es beherrschen lernt, von dem es heißt, daß es keine Balken habe. Mut und Kraft gibt das Schwimmen, gepaart mit kühl abwägender Zuversicht und Vorsicht. Und etwas Besseres kann man sich für den harten Daseinskampf, der geistige wie körperliche Kräfte gleich intensiv in Anspruch nimmt, nicht wünschen! Weil das Schwimmen für eine harmonische Ausbildung körperlicher und geistiger Kräfte so überaus wertvoll ist, muß es Pflicht jeder Behörde und Gemeinde sein, für die Anlage ausreichender Badeplätze Sorge zu tragen. Deshalb ist es auch sehr zu begrüßen, daß in den letzten Jahren das Freibadewesen, wo die Möglichkeit dazu vorhanden war, einen so rapiden Aufschwung nahm.

Zum Schluß noch eins: sollte ein des Schwimmens Unkundiger trotz aller Vorsicht in eine tiefe Stelle geraten sein, so braucht er sich durchaus nicht gleich aufzugeben. Weil das vom Körper verdrängte Wasser etwas schwerer ist als dieser selbst, so kann sich jeder über Wasser halten, wenn er vollkommen bewegungslos bleibt, die Arme, um eine horizontale Körperlage im Wasser herbeizuführen, nach hinten über den Kopf hinaus ausstreckt — aber im Wasser hält — und recht tief einatmet, kurz ausatmet. Der Kopf muß etwas hintenüber gebogen werden: Mund und Nase bleiben dann immer über Wasser, daß der Verunglückte nicht ertrinken kann. Kranke Personen, vor allem solche, die an Schwindel- und Ohnmachtsanfällen, Krämpfen, besonders Wadekrämpfen, leiden, dürfen sich nie ins tiefe Wasser wagen, sondern stets nur unter Kontrolle haben. Herzranke Menschen dürfen auf keinen Fall schwimmen, weil hierbei durch die vom Herzen zu leistende Mehrarbeit leicht ein Herzschlag eintreten kann.

Ueber die Dauer des Schwimmbades muß das subjektive Empfinden entscheiden. Länger als 25—30 Minuten sollte es aber nie dauern, und vor allem darf man nie solange im Wasser bleiben, bis es einem fröstelt. Am besten bekommt das Bad, wenn man das Wasser verläßt, solange man sich noch recht wohl darin fühlt. Dann braucht man eine Erkältungskrankheit nicht zu befürchten!

### Kleines Feuilleton.

**Die Farben der Blitze.** Daß die Farben der Blitze eine große Mannigfaltigkeit zeigen können, lehrt uns die tägliche Erfahrung. Ueber die Häufigkeit des Vorkommens der einzelnen Farben hat neuerdings der englische Meteorologe Spencer C. Russell interessante Aufzeichnungen gemacht. Hiernach sind am häufigsten die roten Blitze; unter 152 von ihm beobachteten Linienblitzen — fälschlich auch Fildzadblitze genannt — zeigten 37 die rote Farbe. An zweiter Stelle folgte die blaue Farbe, die 30 Blitze anwies, an dritter Stelle die weiße Farbe mit 25 Blitzen. Weiter gelangten zur Beobachtung goldfarbige Blitze 21 mal, violette und gelbe je 14 mal, orangefarbene 7 mal, schließlich grüne Blitze 4 mal. Etwas anders als bei den Linienblitzen verteilen sich die Farben bei den Flächenblitzen. Bei diesen ist am häufigsten die weiße Farbe, nächst ihr kommen Rot und Gelb. Die roten, blauen und violetten Blitze scheinen besonders auf dem Höhepunkt des Gewitters aufzutreten, während gegen das Ende des Gewitters zu die Farben der Entladungen häufig zu Weiß, Goldig und Gelb verblasen. Die seltenen grünen Blitze entstehen, wie man annimmt, in den größten Höhen; zumeist folgen ihnen Entladungen von blauer und violetter Farbe. Auch bei Gewittern, die von Hagel begleitet sind, treten stets Blitze von blauer Farbe auf.

Interessant ist schließlich auch die Bemerkung, daß zwischen der Farbe der Blitze und der Art des ihnen folgenden Donners ein gewisser Zusammenhang zu bestehen scheint. Die stärksten Donnerschläge sollen nach den violetten und grünen Blitzen zu beobachten sein. Rote Blitze sind von lang rollendem Donner, blaue von einem mehr oder minder heftigen, halb längeren, bald kürzeren Krachen gefolgt, während der Donner, der die weißen Blitze begleitet, an die rasche Entladung von Geschützen erinnert.

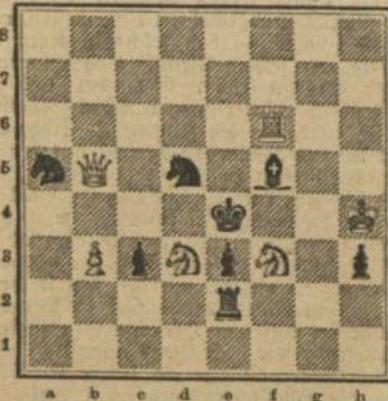
### Hygienisches.

Das Zigarettenrauchen der Jugendlichen. Das Bezirksamt Rehheim hat eine Mahnung an die Eltern und an die Verkäufer von Zigaretten gerichtet, in der auf die große Gefahr für die körperliche Entwicklung der Jugend durch das Zigarettenrauchen hingewiesen wird. Es vermindert die Speiseflüssigkeit, bewirkt durch ungenügende Ausnutzung der Speisen Mätrarmut, führt zu Herzschwäche und schafft nervöse Zustände. Schließlich bedingt es eine mangelhafte körperliche und geistige Entwicklung und setzt somit die Leistungsfähigkeit der jugendlichen Personen herab. Die Gemeindebehörden sollten nach Möglichkeit die Verkäufer von Zigaretten beeinflussen, daß solche an jugendliche Personen nicht mehr abgegeben werden. In England ist das Rauchen der Personen unter 16 Jahren, sowie der Verkauf von Zigarren und Tabak an dieselben durch Gesetz unter Strafe gestellt.

## Schach.

Unter Leitung von S. Klapp.

Unter Turnier  
Motto: „Parasit“.



2# (L. Dd5-d7)

Im Schachklub von Hannover wird diesen Herbst ein Turnier für Blindlingspieler arrangiert. Eine originelle, zum erstenmal als Turnier (!) gedachte Veranstaltung! Nur Ehrenpreise in Schachgegenständen, aber Reiseentschädigungen. Anmeldungen an Ad. Farenholz, Hannover, Lutherstr. 24a. Der Natur der Sache gemäß, werden selbstredend auch Nichtmeister zugelassen.

Durch das Petersburger Weltturnier in Anspruch genommen, konnten wir bisher über das Badener (bei Wien) Turnier leider nur wenig berichten, was wir nachstehend teilweise nachholen. Es war nämlich laut Bedingungen ein Gambitturnier, dessen Eröffnungen aus lauter Gambits (gleichviel welcher und gleichviel ob angenommen oder abgelehnt) bestehen mußten, mit Ausnahme des Damengambits. Eine interessante Statistik der Resultate wird jetzt veröffentlicht. Während bei gewöhnlichen Turnieren (in denen Gambiteröffnungen beinahe ausschließlich nur äußerst selten vorkommen) in letzter Zeit fast immer Weiß mehr oder weniger statistisch die Oberhand hat, zeitigt das Badener Gambitturnier (wie übrigens auch seine Vorgänger in Wien 1908 und in Abbazia 1912) einen Vorsprung für Schwarz, der von den 52 entschiedenen Partien 29 gewann. Das Verhältnis wird noch ungünstiger für den Gambitgeber, wenn man nur die angenommenen Gambits zählt: Solcher entschiedener Partien waren im ganzen 28 in Baden bei Wien gespielt, von denen Schwarz 22 (fast 80 Proz.!) gewann. Diese objektive Statistik rechtfertigt vollauf die öfters zu unrecht getabelte Abneigung der Meister in ersten Messungen gegen das Gambitspiel. Nachstehend eine Partie aus dem Turnier (am 13. April gespielt):

#### Evansgambit.

Broyer.

C. Schlechter.

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Lf1—c4, Lf8—c5;
4. b2—b4, Lc5×b4!
5. e2—c3 Lb4—a5!
- Wunder gut ist 5. ... Lc5 wegen
6. d4! (Klapp) 6. ... ed; 7. 0—0!
8. B. 7. ... Lb6! (d3); Sg5, Sh6; S×f7! zc. Oder d×c3; L×f7! zc.
8. c×d4, d6; 9. Sc3 (auch d5 ist gut) 9. ... Sa5; 10. Lg5, f6;
11. Le3, S×L; 12. Da4†, Dd7;
13. D×S, Df7; 14. Sd5, Le6;
15. Da4†, Ld7; 16. De2, Te8;
17. a4, La5; 18. Tfb1, neßt pent. Sd4 zc. Eher zugunsten von Weiß.
6. d2—d4 b7—b5
- Am besten ist 6. ... d6! (Klapp)
8. B. 7. Da4 (de, De7!) 7. ... e×d4; 8. S×d4, Sg7; 9. Lg5, Dd7!; 10. L×S (Lb5, a6!; L×c6, S×L; S×S, Lb6! zc.) 10. ... S×S!; 11. D×L, Sc6!; 12. Dg5, D×L; 13. D×g7, D×e4†; 14. Kd2 (Le2, De5, Oder Kd1, Dg4†)
14. ... Df4†; 15. Ke2, Lf5† mit Gewinnstellung.
- Das Gegengambit des Fertzuges rührt von Leonhardt her.
7. Le4—d5
- Einfacher war 7. L×b5, S×d4;
8. S×S, e×d4; 9. D×d4 zc. Weiß steht sehr gut.
7. ... e5×d4
8. Dd1—b3
- Der neue Bilguer gibt an:
8. S×d4!, Df6; 9. 0—0, Sg7;
10. e5!, Dg6!; 11. f4† zc. (11. ... S×L?; 12. fs.)
8. ... Dd8—f6
9. 0—0 b7—b6
- Es drohte sonst 10. e5, Dg6;
11. Sg5 zc.

10. c3×d4 Sg8—e7
11. e4—e5
- Etwas besser Sc3!
11. ... Df6—f5
12. Sb1—d2 Se7×d5
13. Db3×d5 0—0
14. Le1—a3 b5—b4
- Im Sc4 mit La6 zu parieren.
15. La3—b2 La5—b6
16. Dd5—b3 a7—a5
17. Ta1—c1 a5—a4
18. Db8—d1 Sc6—e7
19. Tf1—e1 Le8—b7
- Schwarz hat einen gebundenen Mehrbauer bei guter Entwicklung und muß demnach gewinnen.
20. Sd2—f1 a4—a3
21. Lb2—a1 Df5—e6
22. Dd1—d2 Lb6—a5
23. Sf1—e3 b4—b3
24. La1—c3 b3—b2
- Sofort entscheidend war 24. ... L×L; 25. T×L, L×S; 26. g×f3, b2 zc. 27. Sc4, b1D; 28. T×D, Dg6† neßt D×T.
25. Lc3×a5 b2×c1D
26. Te1×c1 Lb7—d5
27. La5—b4 Ld5×f3
28. g2×f3 Tf8—b8
29. Lb4×e7 Tb8—b2
30. Te1—c2 Tb2×c2
31. Dd2×c2 De6×e7
32. Dc2×e7 De7—b4
33. Dc7×d7 Db4—b1†
34. Kg1—g2 Db1×a2
35. Dd7—e4 Da2—e6
36. Se3—f5 De6×f5!
37. Dg4×f5 a3—a2
38. e5—e6 f7×e6
39. Df5×e6† Kg8—h8

Aufgegeben.